



Erste Begegnung mit Stefan Zweig

von Erika Mitterer

Ich war ein unbekanntes junges Mädchen, das schon seit Kindheitstagen Gedichte schrieb. Er war ein weltberühmter Autor, dessen Werke sofort nach ihrem Erscheinen in ein Dutzend Sprachen übersetzt wurden. Ich schätzte seine Studien über Hölderlin, Kleist und Nietzsche, und den einzigen Novellenband, den ich kannte: „Verwirrung der Gefühle“. Ich empfand, dass ihr Verfasser der Jugend zugetan war und dass er ihr gerne half. Diese Empfindung hatte mich nicht getrogen. Postwendend kam die Antwort auf meine kurze, vermutlich etwas arrogante Anfrage, ob er meine Verse gut finde und mir zu einer Veröffentlichung raten könne:

Er hatte die besten sogleich weitergegeben an die Herausgeber einer „Anthologie jüngster Lyrik“, zu der er die Einleitung schreiben sollte. Die spontane Herzlichkeit seiner Worte beschämte mich; oft ist ja ein Lob der Bescheidenheit weit zuträglicher als noch so berechnete Kritik. Als ich im Winter darauf nach Salzburg kam, bat ich, ihn besuchen zu dürfen: mein Interesse an dem Menschen Stefan Zweig war erwacht. Ich darf sagen, dass ich, von jenem ersten Briefe abgesehen, nie mehr mit dem Ansinnen an ihn herantrat, er möge mich irgendwie protegieren, denn ich wünschte keinen Nutzen zu ziehen aus der entstehenden Freundschaft, die mir bald sehr kostbar wurde.

Ein wenig schüchtern betrat ich eines Nachmittags zum ersten Mal das fürstlich schöne Haus am Kapuzinerberg; der hochherrschaftliche Diener lächelte mir väterlich-ermutigend zu und wies die Hunde zur Ruhe. Und dann kam auch schon der Hausherr, mit raschem, leichtem Schritt, im Steireranzug, streckte mir beide Hände entgegen, begrüßte mich mit weicher, tiefer Stimme – und war, glücklicherweise, ganz und gar nicht „hochherrschaftlich“.

Er sprach sofort, ebenso liebenswürdig wie unüberhörbar kritisch, über die letzten Arbeiten, die ich ihm zugesandt hatte, erwähnte die seinen, die er unermüdlich und immer wieder kürze – er war, der um ein Vierteljahrhundert Jüngeren gegenüber,

der erfahrenere Kollege, der fleißige, von seiner Aufgabe besessene Arbeiter, zufällig auch reich, zufällig auch berühmt – aber das hatte anscheinend überhaupt keine Wichtigkeit.

Und dies war keine Pose! Ich habe nie im Leben einen bescheideneren Menschen kennengelernt als Stefan Zweig. Auch kaum je einen taktvolleren. Zwar war er neugierig, seine schwarzen, lebhaften Augen glänzten vor Neugier, genau so sehr, dass der Gesprächspartner sich aufschloss, weil er ein wirkliches Interesse fühlte, – aber Zweig spürte und respektierte sofort die leiseste Reserve.

Mit Erstaunen erfuhr er, dass ich, die sich den Weg zu ihm so unbekümmert gebahnt hatte, noch an keinen der Wiener literarischen Zirkel Anschluss gesucht, einfach weil ich von ihnen noch nichts gewußt hatte. Da sprach er von seinem Jugendfreund Felix Braun und erklärte, den müsse ich unbedingt bald kennenlernen, und begründete durch diesen freundlichen Befehl die spätere Freundschaft.

Mittlerweile waren wir in die Bibliothek eingetreten. Stefan Zweig zeigte mir einige seiner kostbaren Autographen, vor allem die Goethezeichnung; aber plötzlich griff er nach einem schmalen Pappband in den Bücherreihen: „Sie kennen doch die Gedichte von Hans Carossa? Nein, ist das möglich? Aber die sind wunderbar... hören Sie doch!...“

Und er stand da und las, leise aber tönend, rhythmisch, hingegeben dem Zauber der Gedichte, so dass auch mich dieser Zauber ergriff. Und ich liebte den Lesenden um der Bewunderung willen, die er für einen anderen empfand.

Später erzählte er von Verhaeren, von Romain Rolland. Es waren Stunden vergangen, ich fühlte längst, dass ich gehen sollte, dass es höchst manierlos war, so lange zu bleiben, aber konnte man denn aufbrechen, war man denn nicht immer wieder „mitten im Satz“?

Frau Friderike erschien und begrüßte mich freundlich, ich stammelte etwas von Gehen. „Wie ist es,



wir haben doch sicher etwas zu essen für Fräulein Mitterer? Wir sind gerade so schön im Reden...“ Frau Zweig lächelte mir zu: „Ja, wenn Sie mit Erdäpfeln zufrieden sind...?“ Welch eine Chance zu bleiben! Hätt' es sonst am Ende so ausgeschaut, als verschmähe ich die Erdäpfel...? Die der Diener mit den weißen Handschuhen auftrug: Erdäpfel in der Schale, und Butter. Wie zu Haus ...

Frau Zweig erzählte ein wenig von ihren beiden Töchtern, die damals halbwüchsig waren und gerade nicht daheim. Und sie war sehr bald im Bilde über mich. Denn zwischen mir und dem Dichter sollte sich ein kleines Missverständnis erst im Laufe der Zeit lichten: Stefan Zweig betrachtete mich von vorneherein als ein markantes Exemplar der neuen, in völliger Freiheit herangewachsenen Jugend, dieser beneidenswerten Generation, die ohne Hemmungen und veraltete Tabus ein kameradschaftlich-glückliches Leben führte! Ich hatte zaghaft versucht anzudeuten, dass das nicht so ganz zutrefte – und dass ich überhaupt an allgemeine „Generationsunterschiede“ nicht glaube. Aber diesen Einwand akzeptierte er nicht. So beließen wir beiden Frauen ihn in heiterem Einverständnis in seinem belanglosen Irrtum.

Es war zehn Uhr vorbei. Endlich brach ich auf. Erschrocken versuchte ich, seine Begleitung abzulehnen: ich ging doch immer und überall allein! Aber Frau Zweig beruhigte mich: ihr Mann mache fast täglich noch einen Abendweg, schaue auch wohl noch im Café in eine Zeitung.

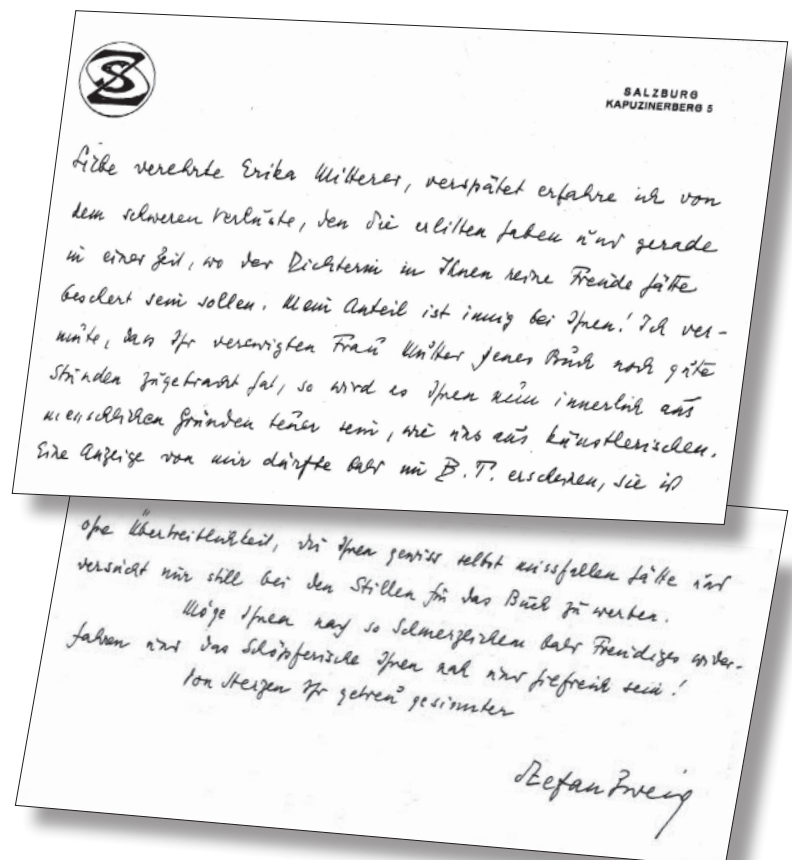
Ich fürchte, daraus ist damals nichts geworden. Es hatte zwar zwanzig Grad Kälte – aber der Unvorsichtige fragte mich nach meinen Erfahrungen im Beruf: ich war Fürsorgerin und hatte eben die erste praktische Tätigkeit hinter mir. Und nun musste ich ihm alle meine Zweifel über den Sinn des Helfens, die mögliche Abschaffung der Not mitteilen, durfte erfahren, dass er mich auch hierin begriff wie kaum ein Mensch vorher ... Wir waren längst an meinem Hotel vorbeigegangen, kehrten um, gingen abermals vorbei ... Es war wohl Mitternacht, als wir uns endlich trennten.

Ich habe Stefan Zweig später noch oft gesehen, ein- oder zweimal im Jahr, in Salzburg oder in Wien, bis zu seiner endgültigen Abreise im Jahr 1937. Ich durfte ihm immer meine neuen Gedichte schicken, und er hat jedesmal dafür gedankt wie für ein Geschenk, und dann doch, mit behutsamem Wort

auf den nicht voll erfüllten Vers, auf das nicht ganz treffende Bild hingewiesen ... Und er hatte immer recht. Er erfasste, was der Andere wollte, und half, es zu verwirklichen.

Ich konnte ihm nie sagen, wie dankbar ich ihm war, er wehrte auch jedes Wort fast mit Bestürzung ab; er half mir nicht nur durch sein Urteil, sondern auch durch seine treue, vollkommen selbstlose Zuneigung. Und ich glaube, er hat das auch gewusst...

Erika Mitterers Erinnerung erschien erstmals 1972 im Verlag der Stefan Zweig Gesellschaft; wir haben den Text einer Zweitveröffentlichung in *Heimatland – Schrifttum aus Österreich*, Kulturgemeinschaft „Der Kreis“, Wien Heft 1/2 1982 entnommen.



Kondolenz zum Tod von Erika Mitterers Mutter, 1930